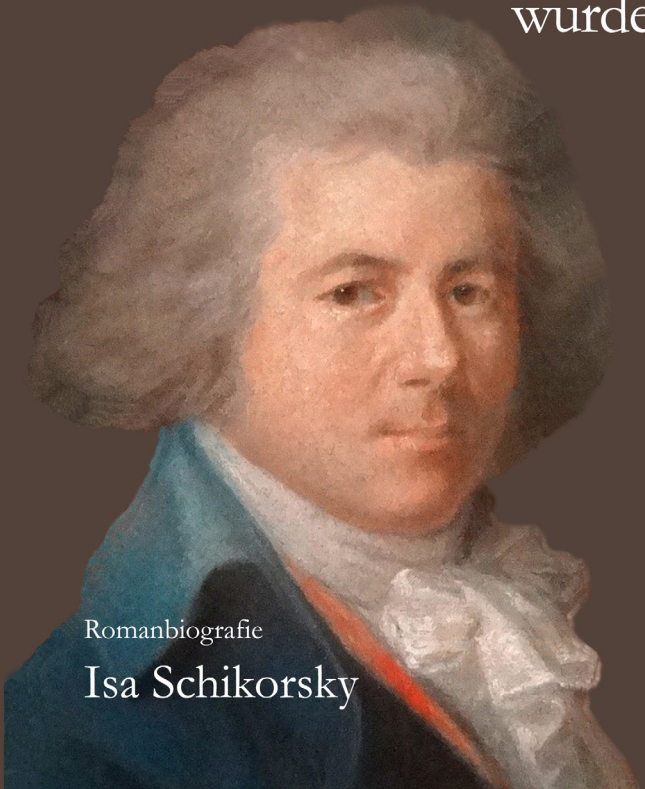
KARL WILHELM JERUSALEM

Der Mann, der zu Goethes Werther wurde



Romanbiografie

Isa Schikorsky

© Isa Schikorsky, Köln 2025
Covergestaltung: Gerd Struwe, Köln
Foto: Städtische Museen, Wetzlar

Dienstag, 17. September 1771

Mit meinem Gesanten hoffe ich
ganz gut fertig zu werden.

»Nicht so stürmisch, Monsieur.«

Oh Gott, wie peinlich. Wilhelm war in Gedanken versunken aus der Gasthoftür auf den Fischmarkt getreten und beinahe mit einer Dame zusammengestoßen. Er sprang von den Trittsteinen zurück in Matsch und Unrat. Das Blut schoss ihm in den Kopf und zugleich überlegte er fieberhaft, was er in dieser heiklen Situation sagen sollte. Er war noch inkognito in der Stadt und durfte eine Unbekannte nicht ansprechen, aber er musste sich doch entschuldigen. Sollte er sich etwa selbst vorstellen? Das war einer Dame gegenüber unziemlich.

»Bitte untertänigst ... hochedle Frau ... Madame ... gestatten ... untröstlich ...« stammelte er, ohne einen Satz zustande zu bringen.

Als er Hilfe suchend aufblickte, verschwanden schlagartig alle Höflichkeitsformeln, die in seinem Hirn gespeichert waren und die ihm sonst selbstverständlich über die Lippen kamen. Vor ihm stand die schönste Frau, die er jemals gesehen hatte. Eine äußerst elegante Erscheinung von hoher, schlanker Gestalt. Im ebenmäßigen Gesicht glänzten hellbraune Augen. Die mit Spitzen verzierte Haube balancierte auf einem schwindelerregend hohen Haarturm, Seidenbänder kringelten sich bis über die Schultern. In der Hand hielt sie ein Gesangbuch.

»Er ist wohl der neue Sekretär aus Braunschweig«, sagte sie in ernstem Ton, und doch glaubte Wilhelm, ein Lächeln in ihren Mundwinkeln wahrzunehmen, dem feine Ironie beigemischt war.

Er fand die Sprache wieder. »Gestatten: Karl Wilhelm Jerusalem, Legationssekretär des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel«, antwortete er und verbeugte sich tief. »Gnädigste Frau, wenn Sie mir die Kühnheit erlauben ...«

»Vielleicht ist dergleichen Verhalten bei Ihnen im Norden üblich«, unterbrach sie ihn, »hier in Wetzlar jedoch wird auf Takt und gutes Benehmen geachtet, da rennt man nicht einfach eine Dame über den Haufen, Herr Sekretär.«

Ohne ihm Gelegenheit zu geben, seine Entschuldigungsrede fortzusetzen, schritt sie an ihm vorbei Richtung Dom, wo gerade Glockengeläut einsetzte. Verblüfft blickte er ihr nach. Was für eine Frau! Gegen sie wirkte selbst Madame von Branconi farblos, die Mätresse des Braunschweiger Erbprinzen, die für ihn wie für alle als schönste Frau des Herzogtums galt.

Die tadelnde Miene eines Passanten riss Wilhelm aus seiner Schwärmerei. Er sah an sich herab. Der Schlamm war bis über die Stiefelschäfte gespritzt. So konnte er seine Antrittsbesuche nicht absolvieren. Er kehrte zurück ins Gasthaus.

Eine halbe Stunde später machte sich Wilhelm erneut auf den Weg. Die Stiefel hatte er durch ein Paar Schnallenschuhe ersetzt, das Beinkleid gewechselt. Bis zum Eisenmarkt benötigte er nur wenige Minuten. Sein Ziel war das vierstöckige Fachwerkhaus mit der Gleim'schen Apotheke im Erdgeschoss. Wilhelm blickte daran empor. Der frei stehende Bau wirkte

wuchtig. Die Fensterläden hingen schief in den Angeln, an vielen Stellen bröckelte die Tünche. Er steuerte auf das Portal neben dem Apothekeneingang zu. Auf sein Klopfen hin erschien ein hutzeliger Diener unbestimmten Alters in Livree, der Wilhelm im dämmrigen Flur warten ließ. Es dauerte bestimmt eine Viertelstunde, ehe er wieder auftauchte und ihn hinaufführte.

Wilhelms Herz schlug rascher, nicht nur wegen der steilen Treppe und der Erinnerung an die aufregende Begegnung vor der Gasthoftür. Wie würde er empfangen werden? Über seinen neuen, ihm unbekannten Vorgesetzten waren im Herzogtum allerhand Gerüchte in Umlauf. Ein schwieriger Mensch sollte er sein, dieser Johann Jakob von Höfler, ein aus Nürnberg stammender Professor für Staatsrecht, der an der Helmstedter Universität gelehrt hatte. Vor vier Jahren war er als Gesandter des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel zur Visitation des Reichskammergerichts nach Wetzlar abgeordnet worden. Er war einer von insgesamt vierundzwanzig Delegierten der Reichsstände, deren Aufgabe darin bestand, die Arbeit des höchsten Reichsgerichts zu überprüfen.

Wilhelm war fest entschlossen, sich mit Höfler gut zu stellen.

Im ersten Stock öffnete der Bediente die Tür zu einer geräumigen, niedrigen Stube. Die Luft roch nach kaltem Rauch und Schweiß. Höfler saß hinter einem mit Aktenstapeln beladenen Tisch am Fenster, offenbar ganz in das Studium eines Schriftstücks versunken. Es dauerte einige Minuten, bis er aufblickte.

Siebenundfünfzig Jahre alt war der Gesandte, wie Wilhelm wusste. Doch sein derbes Gesicht mit dem Doppelkinn ließ

ihn älter erscheinen, die Glatzköpfigkeit verstärkte den Eindruck. Eine Perücke baumelte über dem Perückenstock in der Stubenecke. Höfler trug eine Hausjacke aus brauner Wolle, seine Füße steckten in Filzpantoffeln.

Wilhelm war konsterniert. Sein Bedienter Ernst hatte die Visite angekündigt. Wieso präsentierte sich der Vorgesetzte da derart armselig? Wilhelm verzog keine Miene und verbeugte sich beinahe bis zum Boden. Bevor er den Mund öffnen konnte, um das zur Begrüßung übliche Kompliment vorzubringen, dröhnte es von der anderen Tischseite her in unverkennbar bayrischer Stimmfärbung: »So, so. Sie sind also der junge Mann, der den Instruktionen seines Landesherrn widerspricht.«

Wilhelm erstarrte in der Bewegung. Woher wusste der Gesandte das? Wer hatte ihn informiert, dass er darauf gedrungen hatte, eine Passage in seiner Bestallungsurkunde zu streichen? Das musste jemand aus dem Ministerium gewesen sein.

In einem Absatz des herzoglichen Schreibens hatte es geheißen, der Sekretär solle überflüssige Gesellschaften und Gelegenheiten meiden, die seine Arbeitsamkeit beeinträchtigen könnten. Das hatte Wilhelm in seiner Ehre gekränkt. Was bekämen denn die Leute für einen Eindruck von ihm, wenn sie das läsen? Sie würden meinen, er wäre pflichtvergessen und müsste ermahnt werden, seine Aufgaben ordentlich zu erfüllen. Also hatte er den Herzog gebeten, die Urkunde in diesem Punkt abzuändern, und dem war stattgegeben worden.

Nein, dachte Wilhelm, er würde sich nicht provozieren lassen. Er ignorierte die Bemerkung und setzte an: »Gnädiger Herr Hofrat ...«

»Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie mich meiner Stellung gemäß mit Exzellenz ansprechen.«

»Verzeihung, Euer Exzellenz«, korrigierte Wilhelm und betonte die Anrede übertrieben. Was für ein eitler Affe. Trat auf wie ein Bauernbursche und erwartete höchste Ehrerbietung. Wie widersinnig. Na, sei's drum, mit schönen Reden konnte er dienen. Wortreich verpflichtete er sich dem Gesandten gegenüber zu Verschwiegenheit, Fleiß und Folgsamkeit. Jederzeit werde er sich untadelig verhalten, setzte er hinzu, und garnierte seine Ausführungen mit Kratzfüßen.

Höfler hörte mit gelangweilter Miene zu. Nachdem Wilhelm geendet hatte, bot er ihm weder einen Stuhl noch eine Erfrischung an.

»Ich erwarte Subordination«, sagte er kurz und bestimmt. »Und ich hoffe inständig, dass ich mit Ihnen nicht denselben Ärger bekomme wie mit Ihrem Vorgänger.«

»Da können Exzellenz sicher sein. Sowohl die Professoren in Leipzig und Göttingen, bei denen ich studiert habe, als auch die Vorgesetzten in der Justizkanzlei haben mir stets vorbildliches Betragen und unermüdlichen Arbeitseifer bescheinigt.«

»Ihre wichtigste Aufgabe wird der ununterbrochene Besuch der Diktaturstube sein, wo die Protokolle der Sitzungen vorgelesen werden und nachzuschreiben sind«, setzte Höfler hinzu.

Wilhelm versicherte seine Bereitschaft dazu. Das stand ebenfalls in seiner Instruktion, die er jetzt vorzeigte, zusammen mit einem von Justizminister von Praun ausgefertigten Brief. Der besagte, der Sekretär Jerusalem habe Sorge zu tra-

gen, Überlieferungslücken in der Registratur der Justizkanzlei in Wolfenbüttel durch die Anfertigung von Abschriften zu schließen.

Höfler las beide Schreiben, ließ jedoch nicht erkennen, was er davon hielt. Stattdessen wiederholte er, dass dem täglichen Besuch der Diktatur Vorrang vor allem anderen gebühre.

Damit schienen die dienstlichen Belange hinreichend geklärt zu sein, denn der Gesandte fragte Wilhelm nun, ob er eine Unterkunft gefunden habe.

Der freute sich über das Interesse an seinen persönlichen Angelegenheiten. »Nein«, sagte er und erzählte, dass er erst vorgestern Abend angekommen und im »Goldenen Löwen« abgestiegen sei.

»Sie können hier im Haus wohnen, die Zimmer Ihres Vorgängers sind frei.« Es klang eher nach einer Anordnung als nach einem Angebot. Ohne eine Antwort abzuwarten, klingelte Höfler den Bedienten herbei und trug ihm auf, Wilhelm die Räume zu zeigen.

»Mich entschuldigen Sie. Ich habe zu arbeiten.« Der Gesandte griff zur Schreibfeder und beugte sich erneut über die Akte.

Während Wilhelm dem Hutzelmännchen in die zweite Etage folgte, sann er darüber nach, wie er sich verhalten sollte. Die Aussicht, mit seinem Vorgesetzten unter einem Dach zu leben, behagte ihm nicht sonderlich. Außerdem löste dieses düstere Haus Beklemmungen in ihm aus. Als der Bediente die Tür zur Stube aufstieß, prallte Wilhelm zurück. Ein Schwall feuchter und dumpfiger Luft kam ihm entgegen. Es roch nach Verwesung. Die Wände waren untapeziert, die wenigen

Möbel – zwei Sessel, ein paar Stühle, eine Kommode, ein Ess- und ein Schreibtisch – zerschlissen oder verkratzt.

Nebenan in der Kammer überzog der Hausschwamm die Holzbalken wie ein Spinnennetz und am Mauerwerk wucherte Schimmel. Wilhelm war entsetzt. Hier könnte er es keinen Tag aushalten.

Der Bediente zuckte die Schultern. Nun ja, die Räume stünden seit vielen Monaten leer. Und Exzellenz wisse nicht, wie sie aussehen, er habe sie noch nie betreten. Der Mietpreis betrage übrigens hundertfünfzig Gulden pro Jahr.

Das war eindeutig Wucher. »Sage Er Exzellenz, ich werde es mir überlegen.« Wilhelm drehte sich um und eilte die Treppen hinab.

Draußen atmete er kräftig durch. Was nun? Schlug er die Wohnungsofferte aus, wäre der Gesandte mit Sicherheit verärgert. Doch annehmen konnte er sie noch weniger. Ein echtes Dilemma, zumal er dringend eine Unterkunft benötigte. Weiter im Gasthaus zu wohnen, würde seine Finanzen schnell ruinieren. Wilhelm beschloss, die Entscheidung eine Weile aufzuschieben.

Da diese Visite eher beendet war als gedacht, konnte er gleich die nächste Herausforderung in Angriff nehmen: die obligatorischen Antrittsbesuche bei den dreiundzwanzig anderen Gesandten der Visitation und den siebzehn Assessoren des Reichskammergerichts. Das hieß, er musste vierzigmal seine Karte mit dem Vermerk *»p. p.« – pour la présentation* – abgeben und seinen Vorstellungstext aufsagen. Mit den Gesandten wollte er beginnen.

Er folgte der Liste, die ihm gestern von einem Kanzleiboten der Visitationsbehörde gebracht worden war, von Adresse zu Adresse. Dabei versuchte er, mit der Stadt vertraut zu werden. An die engen und krummen Gassen und an das ständige Bergauf- und Bergablaufen musste er sich erst gewöhnen. Ebenso an die rutschigen Pflastersteine aus Marmor, auf denen man sich tunlichst in Tippelschritten bewegte. Die meisten Häuser bestanden aus Fachwerk, waren allerdings teilweise verputzt. Dazwischen prunkten vereinzelt Neubauten der Assessoren und Advokaten mit Stuckrosetten über Portalen und Fenstern sowie Eichentüren mit filigranen Schnitzereien. Gemindert wurde die Wirkung dieser Paläste, weil sie sich in schmale Lücken quetschen mussten. Innerhalb der Befestigungsmauern war der Platz knapp geworden, nachdem zunächst das Reichskammergericht von Speyer nach Wetzlar verlegt worden war und anschließend die Mitglieder der Visitationsbehörde ebenfalls Quartiere benötigten.

Der Ort war schmutziger als Braunschweig, wo die Straßen regelmäßig gereinigt wurden. Hier schwammen in den Rinnsteinen Unrat, Kot, Knochen und Austernschalen, in manchem Winkel dampfte sogar noch ein Misthaufen. Und es fehlten die Annehmlichkeiten einer Residenzstadt mit Schloss, Gartenanlagen, Theatern und Opernhaus, wie Wilhelm sie von daheim kannte.

Ungewohnt war auch das Leben und Treiben in den Gassen. Daheim hatte er ständig Bekannte getroffen und war aus dem Grüßen nicht herausgekommen. Dort wussten alle, dass er der einzige Sohn von Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem war, der als Prinzenerzieher, Abt eines Klosters, Vertrauter

des Herzogs und Direktor der Hohen Schule bedeutsame Ämter im Herzogtum bekleidete.

Hier fühlte Wilhelm sich fremd im Gewimmel aus vornehm gekleideten Passanten und Juristen, Boten, Bedienten, Schreibern, Kanzlisten, Friseuren und Handwerkern, von denen ihn niemand beachtete. Dazwischen bahnten sich zahlreiche Sänftenträger schreiend ihren Weg. Außergewöhnlich viele Bettler und Hausierer waren unterwegs, baten um Almosen oder priesen Wundermittel an.

Für Wilhelm war es wichtig, endlich aus dem Status des Inkognitos herauszukommen. Nach einer Stunde hatte er über die Hälfte der Gesandten aufgesucht. Die meisten, vor allem die aus dem Lager der Katholiken und die von Adel, hatten ihn nicht empfangen und sich wegen Dienstgeschäften entschuldigt. Glücklicherweise, sonst würde die Vorstellungsrunde ewig dauern. Kurmainz, Kurtrier, Münster und Bamberg konnte er bereits abhaken. Aus der Gruppe der Protestanten hatten die Vertreter der Städte Regensburg und Nürnberg ihn nicht persönlich begrüßt, wohl aber die Delegierten von Sachsen-Gotha, Brandenburg-Kulmbach und Kurbrandenburg. Das waren allesamt Territorien, zu denen das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel oder sein Vater freundschaftliche Beziehungen unterhielten.

Bei keinem der Aufgesuchten herrschten Zustände wie bei Höfler. Alle Quartiere, wenngleich sie teilweise schlicht, weil auf Zeit eingerichtet waren, wirkten gepflegt, die Bedienten behandelten ihn entgegenkommend. Selbst wenn er nicht empfangen wurde, bot man ihm im Vorraum einen Platz und ein Glas Limonade oder eine Tasse Kaffee an. Es beruhigte

Wilhelm, dass das barsche Verhalten und die nachlässige äußere Erscheinung seines Vorgesetzten offenbar eine Ausnahme darstellten. Aber er fürchtete, dass dessen Unhöflichkeit dem Ansehen der gesamten Braunschweiger Delegation und damit auch ihm schadete.

»Soso«, sagten die, die ihn vorließen, »Sie sind also der neue Sekretär des Herrn von Höfler.« Sie wiegten die Köpfe und schauten ihn mitleidig oder misstrauisch an.

Wilhelms letzter Besuch an diesem Vormittag galt Hofrat Johann Philipp Conrad Falcke, einem der wenigen bürgerlichen Gesandten. Sein Quartier befand sich in der Engelsgasse, in der weitläufigen Anlage eines Pfarrhauses. Er vertrat das Herzogtum Bremen-Verden, das zum Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg gehörte.

Der Hofrat empfing Wilhelm ausgesprochen herzlich, bot ihm einen Platz am Teetisch in der Stube an, ließ heiße Schokolade servieren, fragte ihn nach seiner Familie und plauderte drauflos. Er verriet, dass sein Sohn ein bürgerliches Trauerspiel verfasst habe und schwärmte in den höchsten Tönen von Lessing. Als Wilhelm erwähnte, dass er mit dem Dichter befreundet sei, musste er ausführlich Auskunft geben über dessen Eigenheiten und persönlichen Verhältnisse.

Unterbrochen wurde das Gespräch von einem jungen Mann, den Wilhelm ein paar Jahre älter schätzte, als er selbst war. Seine schlichte Garderobe verriet, dass er anspruchslos und sparsam lebte. Unter dem Justaucorps aus Wollstoff trug er eine Leinenweste, beides ohne jeden Zierrat. Seine schmale Gestalt und die milden Gesichtszüge ließen ihn etwas kränklich erscheinen.

Falcke stellte sie einander vor. »Johann Christian Kestner aus Hannover ist mein mir unentbehrlicher Sekretär«, erklärte er. Nachdem sie Komplimente gewechselt hatten, bat Falcke Wilhelm um einen Augenblick Geduld und ging mit Kestner hinüber zum Schreibtisch. Wilhelm nippte an der Schokolade und staunte, wie vertraut der Gesandte mit seinem Untergebenen sprach. Er redete ihn mit »mein lieber Freund« an und formulierte die zahlreichen Aufträge, die er ihm erteilte, als Bitten. Das klang völlig anders als Höflers Beharren auf Subordination.

»Wir sehen uns morgen auf der Diktatur«, rief Kestner noch Wilhelm zu, bevor er mit einem Stapel Akten in den Händen den Raum verließ.

»Man muss die jungen Leute fördern und fordern, damit aus ihnen etwas wird«, erklärte Falcke, als er an den Teetisch zurückkehrte. »Kestner ist fleißig, gründlich und zielstrebig. Ich bin mir sicher, er wird es weit bringen. Der Aufenthalt hier ist das allerbeste Sprungbrett für eine Karriere im Staatsdienst. Auch Sie, Jerusalem, sollten diese Chance nutzen.«

Wilhelm nickte zustimmend. Ja, das war ihm bewusst. Doch er brauchte sich um seine berufliche Zukunft keine Sorgen zu machen. Er war mit der Zusicherung aus Braunschweig abgereist, nach seiner Rückkehr zum Hofrat befördert zu werden.

»Von Ihrem Vorgesetzten sollten Sie sich nicht behindern lassen«, fuhr Falcke fort. »Auch wenn der Umgang mit ihm zuweilen fordernd ist.«

Wilhelm war überrascht von der Direktheit Falckes. Die anderen Gesandten hatten zwar skeptische Mienen gezeigt, sich aber nicht über den Kollegen geäußert. Falcke schien weni-

ger diplomatisch zu sein. »Höfler schadet unserer Sache. Er würde am liebsten immer mit der katholischen Fraktion stimmen, obwohl er für die protestantische abgeordnet ist. Einmal hat er das sogar getan.«

Die Visitationskommission war paritätisch besetzt. Die vierundzwanzig Delegationen repräsentierten je zur Hälfte protestantische und katholische Reichsstände.

Falcke seufzte. »Anfangs ließ sich vermuten, Höflers Anbiederei habe nur den Zweck, die Verleihung des Adelstitels durch den Kaiser zu beschleunigen. Aber warum er jetzt, wo er sein sehnliches Ziel erreicht hat, noch immer nach den Katholischen schielt, weiß niemand.«

Wilhelm schloss aus den Bemerkungen, dass Höfler im Kreis der Gesandten offenbar kein hohes Ansehen genoss. Ihm war es egal, solange er in Ruhe seine Arbeit verrichten konnte.

Falcke wechselte das Thema und erzählte Anekdoten aus dem Alltag der Visitation. Doch als vom Dom das Mittagsgeläut herüberschallte, es im Haus unruhig wurde und in den Nebenräumen Kinder lärmten, war es für Wilhelm Zeit, aufzubrechen.

Zum Abschied fragte auch Falcke, ob Wilhelm schon eine Wohnung gefunden habe. Der verneinte.

»Es ist eine rechte Not, ein ansprechendes Quartier zu finden. Versuchen Sie es in der Silbergasse, im Haus direkt neben der Alten Münze. Ich glaube, da ist etwas frei geworden.«

Mittwoch, 18. September 1771

Das ist wohl die mühseligste Arbeit von der Welt.

Am nächsten Morgen verließ Wilhelm den »Goldenen Löwen« in bester Laune, denn Falckes Hinweis hatte sich als nützlich erwiesen. In der Silbergasse konnte er im ersten Stock eines Neubaus zwei Räume anmieten. Zwar musste er hundertachtzig Gulden pro Jahr zahlen, dreißig mehr als bei Höfler, dafür wohnte er nun in frisch tapezierten, gut möblierten Zimmern.

Sein Bedienter Ernst würde zusammen mit einem Lastträger das Gepäck aus dem Gasthof hinüberschaffen und alles einrichten. Am Nachmittag konnte er dann sein Domizil beziehen. Leider gehörte keine Kammer für Ernst zur Wohnung. Aber ein Eckchen auf dem Dachboden würde sich für ihn finden lassen.

Auf dem Fischmarkt herrschte ein wildes Durcheinander. Gerade waren Postwagen aus der Schweiz, aus Speyer und Salzburg eingetroffen. Wilhelm bahnte sich einen Weg durch die Menge aus Reisenden, Boten und Trägern. Dabei fürchtete er, über Gepäckstücke zu stolpern, von Kisten, die von Kutschendächern gehievt wurden, erschlagen oder von Karren überrollt zu werden.

Nachdem er das größte Gedränge unbeschadet passiert hatte, blickte er verstohlen umher. Ob die schöne Dame vielleicht wieder zum Gottesdienst ging? Er konnte sie nirgends entdecken zwischen den zahlreichen Juristen, die heute unterwegs waren. Assessoren, Prokuratoren, Advokaten und

weitere Gerichtsangehörige strebten dem sogenannten »Herzoglichen Haus« zu, in dem das Reichskammergericht untergebracht war. Einige kamen zu Fuß, die Rockschöße ihrer schwarzen Tracht bauschten sich in der Luft, sodass es aussah, als flattere ein Schwarm Krähen auf dem Domplatz umher. Die meisten nutzten jedoch einen Tragesessel. Vor dem Eingang stauten sich die Portechaisen. Zusätzliches Gedrängel gab es, weil die Träger ihre Fracht so nah wie möglich vor dem Portal absetzen wollten. Ein paar Reiter dazwischen, die von den Pferden sprangen und den bereitstehenden Stallburschen die Zügel in die Hand drückten, machten das Chaos perfekt.

Ein ähnliches Schauspiel war gleich gegenüber zu beobachten, wo sich die Visitatoren zu ihrer üblichen Mittwochssitzung im Saal der Alten Kammer trafen.

Wilhelm ging noch einige Meter weiter zu einem recht marode wirkenden Gebäude aus dem vierzehnten Jahrhundert, das zeitweilig als Zunft- und Rathaus gedient hatte. Der Pedell zeigte ihm den Weg zur Diktaturstube. Dem Kanzlisten am Eingang musste er seine Legitimation vorweisen, denn der Zutritt war aus Gründen der Geheimhaltung streng reglementiert.

Als er die Stube betrat, schlug Wilhelms Stimmung um. Zwar fiel Tageslicht durch die Fenster herein, trotzdem empfand er die Atmosphäre des Raums als ungeheuer düster und bedrückend. An diesem trostlosen Ort sollte er fortan seine Tage verbringen?

In der Einrichtung dominierten Tische, die zu einem großen U gestellt waren. Wilhelm zählte jeweils acht Plätze links

und rechts an den Außenkanten und vier an der Schmalseite. Jeder war einem Visitationsstand zugewiesen, wie die in Messingschilder gravierten Namen verrieten. Einige Stühle waren bereits besetzt. Am Ende der Tafel entdeckte Wilhelm ein bekanntes Gesicht. Er ging hinüber zu Kestner, der einen Stapel Kanzleibögen vor sich liegen hatte und Federn schnitt. Er erhob sich sofort und begrüßte Wilhelm freundlich.

»Willkommen in unserer Tretmühle«, sagte er und lächelte. »Haben Sie sich schon mit den Abläufen vertraut gemacht?«

»Nur im Groben.«

»Von dort aus«, Kestner wies auf ein Podest vor dem U, auf dem ein Eichentisch, ein Lehnstuhl und ein Pult standen, »diktiert einer der Kurmainzer Sekretäre die Protokolle von den Sitzungen der Delegierten. Außerdem werden Berichte und Gutachten verlesen, in denen die Ergebnisse der Befragungen zusammengefasst sind. Jeder einzelne Gerichtsangehörige muss den Visitatoren Auskunft geben, oft auf mehrere Hundert Fragen.«

»Das hört sich nach viel Aufwand an«, sagte Wilhelm. Das Gefühl von Enge in seiner Brust verstärkte sich. Das Atmen fiel ihm schwer.

»Das ist es. Der Papierverbrauch ist exorbitant«, bestätigte Kestner. »Aber es muss alles in der gehörigen Ordnung stattfinden.«

»Wer sitzt da?«, fragte Wilhelm und zeigte auf zum Quadrat gestellte Tische innerhalb der Öffnung des U.

»Die Sekretäre der vier Kurfürstentümer. Sie werden es noch merken, Herr Jerusalem, hier herrscht strenge Hierarchie. Die Kurfürsten stehen über den anderen Ständen, also

benötigen auch ihre Beamten eine hervorgehobene Position.«

»Wie wahr«, rief jemand, der von der Seite her zu ihnen trat, und lachte. »Über nichts wird bei uns so viel und erbittert debattiert wie über Rangfragen. Es gibt sogar Streit darüber, wer im Bittgebet zuerst erwähnt werden soll, die Angehörigen des Gerichts oder die Mitglieder der Visitation.« Er stellte sich als Philipp Jakob Herd vor, Sekretär des Gesandten der Kurpfalz. »Ich sitze drüben in der katholischen Reihe«, fügte er hinzu und deutete auf die andere Hälfte der Tafel. Der Raum füllte sich allmählich, es wurde gelacht und geschwatzt. Bediente wuselten umher, schütteten Tinte und Sand nach und deponierten Schreibpapier auf den Tischen.

Kestner bat Herd, die Einweisung zu übernehmen und ihn zu entschuldigen. Er müsse noch die Protokolle vom Vortag ordnen. Herd willigte ein. Und während Kestner sich setzte und weiterarbeitete, machte er Wilhelm mit den Sekretären bekannt, die sich nach und nach zu ihnen gesellten. Manche Ankömmlinge jedoch gingen zu ihren Plätzen, ohne von jemandem Notiz zu nehmen. Sie waren schmucklos gekleidet, trugen Wollstrümpfe sowie einfache Tuchjacken und verzichteten auf eine Perücke.

»Es gibt Delegierte, die schicken den Kopisten oder Kanzlisten in die Diktatur statt des Sekretärs«, erklärte Herd, der Wilhelms fragenden Blick offensichtlich bemerkt hatte.

»Wäre das nicht überhaupt viel sinnvoller? Wir als Rechtsgelehrte könnten doch wahrlich anspruchsvollere Aufgaben übernehmen.«

»Es ist nun einmal unser Kerngeschäft, und zwar mit gutem Grund. Die komplexen Sachverhalte und Fachbegriffe

sind den Schreibern ohne akademische Ausbildung fremd. Da braucht es juristisches Wissen.«

Wilhelm bezweifelte diese Argumentation. So schwierig konnte es nicht sein, Vorgesagtes zu notieren. Aber er fasste sofort Zutrauen zu dem stattlichen Pfälzer mit seiner gefälligen Art und dem melodischen Dialekt. Herd war augenscheinlich deutlich älter als er selbst und die meisten Anwesenden, er wirkte abgeklärt und verlässlich.

Der Pedell schlug eine Glocke.

»Gleich geht es los«, sagte Herd.

Wilhelm sah sich um. Ein paar Plätze waren noch frei. »Wo sind die anderen?«

»Nun, einige fehlen immer. Die schreiben dann später von einem Kollegen ab. Ihr Vorgänger hat die Diktatur auch sehr häufig geschwänzt oder den Kopisten geschickt.«

Ein kleiner, jedoch ungemein wichtig wirkender Mann im resedafarbenen, reich bestickten Seidenhabit und mit hochtoupierter Perücke betrat den Saal in Begleitung von zwei Aktenträgern und steuerte das Podium an.

»Viel Glück«, wünschte Herd und ging auf seine Seite des Tischs.

Wilhelm fand seinen Platz zwischen Brandenburg-Kulmbach und Mecklenburg-Schwerin. Die Kollegen nickten ihm zu. Sie hatten sich vorhin vorgestellt, aber ihre Namen waren Wilhelm wieder entfallen.

Er setzte sich, schob die Sandbüchse nach links, schraubte das Tintenfass auf, legte einen Bogen Papier parat und ergriff eine der vorbereiteten Federn.

Der Kurmainzer Sekretär hatte die obere Mappe von ei-

nem Aktenstapel genommen, sie aufgeschlagen und war damit hinter das Pult getreten. Er räusperte sich und begann mit dem Diktat: Auf Datum, Aktenzeichen und Betreff folgte der Wortlaut des Protokolls einer Konferenz der Visitationskommission aus dem Juni.

Wilhelm staunte über die zeitliche Verzögerung. Das Vorlesen selbst ging dagegen zügig voran. Jeder Satz wurde lediglich einmal wiederholt. Der ausgeprägte Dialekt des Mainzers erschwerte das Verstehen. Nach der ersten Seite schmerzte Wilhelm die Hand, nach der zweiten der Arm. Alle schienen hoch konzentriert. Außer der monotonen Rede des Sekretärs waren nur das Kratzen der Federn und ab und zu Papierknistern zu hören. Unerbittlich reihte sich Satz an Satz. Nach der vierten Seite erlahmte Wilhelms Aufmerksamkeit, er machte Fehler, strich durch, korrigierte, verlor den Faden, schrieb flüchtiger und benutzte Abkürzungen. Schweißtropfen sammelten sich auf seiner Stirn.

Verschnaufen konnte er lediglich, wenn jemand sich meldete und nachfragte. Der Sprecher reagierte allerdings zunehmend unwirsch auf Unterbrechungen, sodass Wilhelm sich nicht traute, um ein langsameres Tempo zu bitten. Nur Herd hob unbeirrt immer wieder den Arm und bat darum, eine Phrase zu wiederholen. »Was ist denn heute los mit Ihnen, Sekretarius Herd?«, sagte der diktierende Mainzer schließlich verärgert. »Sie begreifen doch sonst schneller.«

Irgendwann geriet Wilhelm in Trance. Er schrieb und schrieb, wusste nicht mehr, was er schrieb, und blickte irritiert auf, als der Redefluss unvermittelt abbrach.

»Eine Viertelstunde Pause«, erklärte ihm sein Nachbar zur Rechten. Wilhelm rieb das schmerzende Handgelenk und tupfte mit dem Taschentuch die Stirn trocken. Er fühlte sich völlig erschöpft. Wie sollte er diese Tortur weitere eineinhalb Stunden durchhalten? Er zog sein Federmesser heraus, schnitt die Federn nach und kontrollierte die Bögen. Das mit Tintenklecksen garnierte Gekritzel ließ sich nur schwer entziffern. Das würde er alles noch einmal abschreiben müssen. Die neben ihm Sitzenden trösteten ihn. »So erging es am Anfang jedem von uns«, sagte einer. »Wenn Sie mehr Übung haben, können Sie gleich ins Reine schreiben.«

Die Glocke ertönte, es wurde weiterdiktiert.

Erst mit dem Mittagsläuten endete Wilhelms Qual vorläufig.

»Wir Junggesellen essen mittags im ›Kronprinzen‹«, sagte sein rechter Nachbar, der Sekretär von Brandenburg-Kulmbach. »Sie sind doch dabei, Jerusalem?«

Am liebsten hätte er sich irgendwo verkrochen, so ausgelaugt und müde fühlte er sich. Aber er stimmte zu. »Nur einen Moment, ich komme sofort mit.«

Wilhelm schob die Papierbögen zusammen, erhob sich und stakste auf steifen Beinen hinüber zur katholischen Seite. Vom langen Sitzen auf dem ungepolsterten Stuhl hatten sich seine Muskeln verkrampft.

»Danke, das war sehr nett von Ihnen«, sagte er zu Herd. Denn ihm war klar, dass der Kollege nur deshalb so oft nachgefragt hatte, weil er Wilhelm kleine Pausen verschaffen wollte.

»Ich wüsste nicht, wofür Sie mir danken müssten«, erwiderte Herd mit verschmitztem Lächeln. Er legte Wilhelm eine

Hand auf die Schulter. »Sie haben sich gut geschlagen für den Anfang.«

»Kommen Sie mit in den ›Kronprinzen‹?«

»Nein, ich bin verheiratet und lebe mit meiner Familie hier. Ich esse zu Hause. Bis nachher.«

***

Ihnen hat diese Leseprobe gefallen?
Sie möchten gern weiterlesen?

Sie erhalten die Romanbiografie

Karl Wilhelm Jerusalem
Der Mann, der zu Goethes Werther wurde

überall, wo es Bücher gibt.

BoD, Norderstedt 2025, ISBN 9783819232794
284 Seiten, 17,50 €, E-Book 8,99 €

Weitere Informationen, Termine, Kontaktdaten:
www.Schikorsky.de

Über die Autorin

Isa Schikorsky wohnte und studierte in Braunschweig, dem Ort, in dem auch Karl Wilhelm Jerusalem aufwuchs. Einen Arbeitsschwerpunkt der Germanistin und Historikerin bildet die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Neben Beiträgen für Wissenschaft, Hörfunk und Printmedien zum Thema konzipierte sie eine Ausstellung zum zweihundertsten Todestag von Abt Jerusalem, dem Vater von Karl Wilhelm Jerusalem, und verfasste den Katalog »Gelehrsamkeit und Geselligkeit« (1989) dazu.
Abgesehen von zahlreichen anderen Publikationen hat sie zwei historische Kriminalromane veröffentlicht, die in Braunschweig zur Zeit des Rokoko spielen: »Abt Jerusalem und die Hohe Schule des Todes« (2009/2021) sowie »Fortunas tödliches Füllhorn« (2011/2021). Sie lebt als freie Autorin in Köln.

Goethes 1774 erschienener Roman »Die Leiden des jungen Werther« machte Karl Wilhelm Jerusalem postum berühmt und unsterblich. Denn der Jurist aus Braunschweig galt der begeisterten Leserschaft als »Urbild« der Hauptfigur. In Wahrheit gibt es zwischen dem fiktiven Werther und dem realen Jerusalem nur sehr geringe Ähnlichkeiten.

In dieser Romanbiografie wird erzählt, was zwei Jahre zuvor in Wetzlar tatsächlich passierte. Es ist die Geschichte eines ebenso eleganten wie selbstbewussten jungen Mannes mit besten Karriereaussichten, der im Verlauf von dreizehn Monaten alles verliert, was ihm im Leben wichtig und erstrebenswert erscheint.